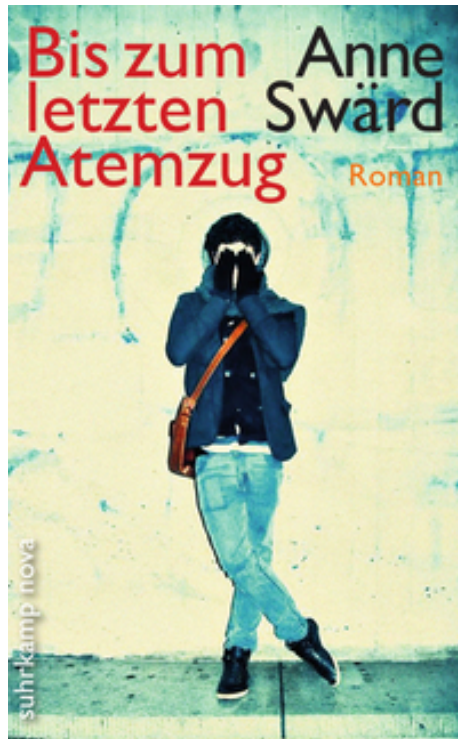


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Swärd, Anne
Bis zum letzten Atemzug

Roman
Aus dem Schwedischen von Sabine Neumann

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4248
978-3-518-46248-5

suhirkamp nova

Anne Swärd
Bis zum letzten Atemzug

Roman

Aus dem Schwedischen von
Sabine Neumann

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
Till sista andetaget
bei Svante Weyler Bokförlag, Stockholm 2009
© Anne Swärd 2009

Umschlagfoto: Marius Uhlig

suhrkamp taschenbuch 4248
Erste Auflage 2011
Deutsche Erstausgabe
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Berlin 2011
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels
ISBN 978-3-518-46248-5

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

Bis zum letzten Atemzug

Für Nadja

Für Samuel

Zur Erinnerung an L

Sonnenstunden Jeden Tag saß sie auf dem Altan in einem Liegestuhl, zählte die Sonnenstunden, trank Eiswasser, schlief. Versuchte nicht an Zigaretten zu denken. Den süßen Geruch von frischem Tabak, den milden Rauchgeschmack, das angenehme Knistern eines frisch geöffneten Pakets Silk Cut und die sinnliche Wärme, die den Mund füllte. Sie sah aus, als wäre sie schwanger mit einer gigantischen Aprikose. Ihr gespannter, gewölbter Bauch war flaumig und hatte eine widerspenstige Weichheit, wenn der werdende Vater und seine Brüder mit ihren schmutzigen Fingern hineindrückten. Er roch nach sonnenwarmer, ertoreifer Frucht, sie hätten so gern einen Bissen davon genommen, aber sie hielt sie zurück: Nein! Noch nicht richtig reif. Noch drei Wochen in der Sonne. Drei Wochen? Sie hatten schon eine halbe Ewigkeit gewartet, sollten sie jetzt noch mehr Geduld aufbringen? Aber sie stieß ihn und seine Brüder zurück, sie mussten sich mit Schauen zufriedengeben. Eine Weile noch gehörte die magische Frucht allein ihr.

Sie saß da und sah den Bauch dunkler werden, schwellen, sich in einem hohen Bogen ins Licht spannen. Genoss die letzte verschwenderische Wärme des Sommers, versuchte nicht an Zigaretten zu denken und nicht an die Zukunft und nicht an ihn. Den anderen. Verliebt sein ist eine folie à deux, das hatte sie irgendwo gelesen. Und jetzt wusste sie es aus eigener Erfahrung. Das Schlimmste war, dass es reichte, wenn beide halb verrückt wurden – und zweimal halb verrückt war vollständiger Wahnsinn.

Ihr Verliebtsein war langsam angewachsen, bis es seine Weichheit verloren hatte, und so war es auch mit dem Bauch. Es war, als gehörten sie jemand anderem: der Mondberg

über ihren Hüften und der Abgrund der unglücklichen Verliebtheit, so tief, dass sie ihren Boden nicht sehen konnte. Reiß dich zusammen, sagte sie zu sich selbst. Reiß dich zusammen, reiß dich zusammen ... Denk nicht an ihn. Aber jedes Mal, wenn sie versuchte, nicht an ihn zu denken, dachte sie ja schon an ihn.

Liebe ist etwas, das einen erwischt wie ein Fieber oder ein Konkurs, nein, ein Fieber war es, das im Körper wütete, so sehr sie sich auch anstrengte, es außen abzukühlen. *Die Liebe kennt keine Gesetze, sie bewegt sich zwischen Liebenden, wie es ihr gefällt.* Sie hasste ihn. Liebte ihn. Liebte ihn so sehr, dass sie ihn hasste. Dafür, dass es ihn gab – das war schlimm genug – so nahe, dass sie in manchen Nächten glaubte, sie müsste verrückt werden, wenn sie es nicht schon war, sie war sich da nicht so sicher.

Der Altan wurde in jenem Sommer ihr Zuhause. Der Rest des Hauses war zu warm, ganz zu schweigen von den Nächten, wenn die Hitze durch das Eternitdach gekrochen war und das obere Stockwerk in eine Sauna verwandelt hatte. In den Steinwänden saß die gesammelte Hitze des Sommers, es war unmöglich, im Innern des Hauses zu atmen, deshalb hatte David in einer Ecke des Altans, die am Morgen im Schatten lag, ein Bett für sie hergerichtet. Sie schliefen aneinander gedrängt auf einer Matratze, zum Geräusch des schwachen Nachtverkehrs von der fernen Autobahn, der dünnen Laute der Laubfrösche von dem überwachsenen Teich hinter dem Haus, hin und wieder eines Güterzugs und einer einsamen Nachtschwalbe über den Feldern. Bis in die Träume hinein versuchte sie, nicht an ihn zu denken. Es gelang ihr nicht, so fest David sie auch in seinen Armen hielt. Sosehr sie sich auch in Selbstüberwindung geübt hatte,

wenn sie in den kühlen Keller hinuntergegangen war, um Malzbier zu holen, obwohl sie sich panisch vor Fledermäusen fürchtete und wusste, dass sie dort von der niedrigen Decke herunterhingen. Dies hier war so viel schwerer. Der Wille reichte nicht aus, um den Gedanken an ihn abzuwehren.

In den Nächten war die Gegenwart Davids lindernd, sein Arm um sie hinderte sie daran, in einen kalten dunklen Kosmos hinauszuschweben, mit ihrem Bauch als prall gefülltem Heliumballon. Doch an den Tagen saß sie in einer stolzen Erhabenheit da und wollte nur, dass man sie in Ruhe ließ. Verscheuchte ihn und seine Brüder, wenn diese wie Hunde um sie herumstrichen. Sie brauchte sie nicht mehr, wollte ihre lüsternen Blicke, ihre Neugierde nicht. Als glaubten sie, dass sie die Trägerin eines Geheimnisses sei, wo doch jeder sehen konnte, was kommen würde: eine Aprikose, King Size. Sie fing an, unfassbar dick zu werden.

Sie war Tage und Wochen über der Zeit. Die strotzende Frucht wurde überreif. Der Nabel, zunächst nur ein kleiner bleicher Knopf, entfaltete sich zu einer Rose aus dünner Haut und färbte sich bis in die kleinste Falte braun. Die Beine, die sie nicht mehr sehen konnte, füllten sich mit Wasser, und ein Flussdelta aus Adern verzweigte sich, schwoll an, schlängelte sich auf den Innenseiten der Oberschenkel hinab.

Björn, der zukünftige Großvater des Kindes, gab ihr Tigerbalsam, mit dem sie die schwellenden Fußknöchel einreiben sollte, aber sie kam nicht bis an ihre Füße heran. Alle Abstände und Proportionen war verschoben, und er musste es für sie tun. Sie ließ ihn machen, akzeptierte die zärtliche Handlung als das, was sie war. Fühlte sich wie Farah Diba

auf ihrem Pfauenthron, auch wenn ihre Füße kaum nach Jungfrauenmilch dufteten. Sie waren schwarz und rissig nach einem langen Sommer im Freien. Idun, die künftige Großmutter, hatte stabile Büstenhalter aus Swegmarks Versandhaus bestellt. Sie hatte sich nie um etwas wie Büstenhalter gekümmert, aber Idun erklärte ihr, dass sie spätestens jetzt nicht mehr umhinkönne. Nicht nur ihr Bauch wuchs, habe sie das nicht bemerkt? »Bleiben die auch hinterher?«, fragte David und nickte in Richtung ihrer neuen Reize. »Ich hoffe nicht«, antwortete sie mit Nachdruck. Sie hatte nicht die geringste Lust, sie den Rest ihres Lebens mit sich herumzutragen, war vollauf zufrieden mit der handlichen Größe, die sie bisher gehabt hatten.

Trotz ihrer neuen Schwere hatte sie den langen schwülen Sommer genossen, in einem seltsamen Zustand, über alle Trivialitäten erhaben. Hitze, Hunger, Übelkeit, Rastlosigkeit, Fliegen, nichts von dem, wovon sie normalerweise gereizt wurde, brachte sie jetzt aus dem Gleichgewicht. Da sie noch kein Kind bekommen hatte, war sie nicht unruhig. Es war etwas Natürliches, dachte sie. Tiere tun es mehr oder weniger nebenbei, und sie hatte sich immer wie ein Tier gefühlt, ein Fuchsweißchen, gelenkig und naturhaft. Sie tun es einfach, und dann gehen sie wieder auf die Jagd. So, stellte sie sich vor, würde es auch für sie sein. Wenn es so weit wäre, falls sie Zeit dazu hätte, falls es nicht zu schnell ginge, wollte sie vor ihrem inneren Auge das Bild eines Fuchsweißchens entstehen lassen, das in seiner Einsamkeit im kühlen Dunkel des Fuchsbaus seine Jungen warf.

Es kostete sie große Anstrengung, nicht an Zigaretten zu denken. Vor allem nicht an Silk Cut, den hellen Tabak mit dem leichten Baconduft. Wäre sie nicht so dick gewesen und

hätte sie nicht Beine wie Mangrovenbäume gehabt, hätte sie sich jederzeit an die Autobahn stellen können, per Anhalter zur Küste fahren, die Fähre über den Sund nehmen, um ein Päckchen zu kaufen und per Anhalter wieder heimzufahren. Wie gefährlich konnte es sein? Werdende Mütter hatten zu allen Zeiten geraucht, soviel sie wusste. Warum war plötzlich so vieles gefährlich, was früher nicht gefährlich gewesen war? Wahrscheinlich, weil ein Jahrzehnt dabei war, in ein anderes überzugehen. Es lag eine Art hoffnungsvolle Mobilisierung in der Luft. War es moralisch? Sie hatte jedenfalls keine Lust, daran teilzunehmen. Wollte mit ihren Zigaretten und Gewohnheiten ihre Ruhe haben, wie früher. Erst wenn einem etwas verwehrt wurde, fing man an, die ganze Zeit daran zu denken.

Die Tage wurden heißer und trockener, bis sie schließlich in etwas übergingen, das aussah wie Herbst. Herbst bedeutet Ernte, dachte sie. Bald kommt es. Je länger eine Aprikose an einem Baum hängt, desto leichter fällt sie. Björn, der Vater des werdenden Vaters, hatte auf der Sonnenseite des Hauses drei Aprikosenbäume an einem Spalier gezogen, und jetzt im Spätsommer waren die Früchte so prall, so süß, so reif, so vollkommen, dass ein Blick ausreichte, damit sie sich lösten und einem in die Hand fielen. Die Dinge geschehen, wenn die Zeit für sie reif ist. Man brauchte nicht religiös zu sein, um daran zu glauben.

Sie wartete, während sie die letzte Wärme des Jahres genoss, sie sammelte sie, wie man Kraft sammelt, ohne zu wissen, wie sehr man sie brauchen wird.

Es wurde eine lange Geburt.

Das Kind, das schließlich herauskam, ähnelte weniger ei-

ner rosa schimmernden, goldflaumigen Aprikose als einem Eskimo. Das Gefühl, dass es das wert gewesen war – die Monate des Wartens, die schockartige Verwandlung des Körpers, die Angst, die bereits mit den ersten Wehen einsetzte, die Wahnsinnsfahrt im dichten Nebel zur Frauenklinik, die unbeschreiblichen Schmerzen, das Gefühl der Verlassenheit, als sei sie der letzte Mensch auf der Welt und liege mutterseelenallein in einem fremden Entbindungssaal in einem leeren Krankenhaus, wo sie gebar so gut sie konnte, obwohl sie keine Ahnung hatte, wie man Kinder zur Welt brachte. Die Lügen hinterher, als alle behaupteten, dass sie nicht allein gewesen sei, obwohl sie keine Ahnung hatten, wie allein sie wirklich gewesen war, das Gefühl, dass es das wert gewesen war, stellte sich nicht sofort ein.

Als das Schwertwalbaby nach fast drei Tagen endlich aus seiner Mutter herausrollte wie ein viel zu großer Ball aus Schmerzen, starrte sie geschockt auf das Ergebnis. Es hätte ein Junge werden sollen. Ein Kind, das dem Vater glich. Da er es gewesen war, der etwas in ihr unkontrolliert zum Wachsen gebracht hatte, hätte das, was herauskam, wenigstens ein wenig Ähnlichkeit mit ihm aufweisen müssen. Doch erstens war es ein Mädchen, und zweitens ... hatte es dunkles Haar, als sei es aus einem abgründigen Waldsee aufgetaucht.

Als der frischgebackene Vater dann an der Reihe war, die Ernte zu begutachten, starrte auch er. Das Mädchen glich niemandem, am wenigsten ihm, aber auch nicht seiner Mutter. Er brachte kein Wort heraus, überwältigt vom Ernst der Stunde oder möglicherweise von seiner Enttäuschung. In ihren Familien waren alle nordisch hell, in verschiedenen Nuancen. Die Krankenschwestern reagierten erst, als sie das

Kind in den Armen seines Vaters sahen. Es kam schon mal vor, mit den vielen Gastarbeitern in dieser Gegend. Und manchmal kamen Kinder mit kohlschwarzem Babyhaar zur Welt, das nach ein paar Wochen diskret ausfiel.

Der Entbindungsarzt wusch sich im Hintergrund die Hände, und vielleicht dachte er wieder einmal, dass seine Arbeit mehr Grob- als Feinarbeit war: Frauen, die schrien, mit den Füßen traten und kalbten, als wäre nichts Menschliches mehr in ihnen. So wie diese hier. »Das war aber ein großer Bauch für so eine Kleine«, sagte er, und man wusste nicht, ob er die Mutter meinte oder das Kind, wahrscheinlich beide.

Die Mutter erholte sich, doch das Kind hatte etwas Zartes an sich. Kein richtiges Prachtbaby, ein wenig bleich, ein wenig schwach, und es wurde mit jedem Tag schwächer. Die Blutwerte waren zu niedrig, ein klarer Fall von Anämie. Zu dem schwarzen Haar und den dunkel glänzenden Augen leuchtete ihre Haut bläulich. Der Kinderarzt hielt eine Transfusion für nötig. Aber die Mutter wollte nicht, dass er Nadeln und Schläuche in die Kleine stach, und er gab nach.

Gelbsucht in der Frauenklinik und Besuchsverbot. Die zwei Familien standen im Krankenhauspark und winkten, als die Mutter die Tochter auf dem Balkon in die Höhe hob. Ein bleiches und dunkelhäuptiges Junges war alles, was sie aus dieser Entfernung sehen konnten. Alles in Miniaturausgabe mit Ausnahme der Augen, oder war es nur die Farbe, ein dunkles Meerwassergrün, das den Eindruck entstehen ließ, dass dieses Mädchen hauptsächlich aus Augen bestand.

Es war vielleicht kein Wunder, doch es fühlte sich so an – die Werte wurden besser. Die Geburtsurkunde war zwar nur ein Papier, aber sie bewies, dass ihre Tochter existierte, die-

ses blässliche Wesen, das unter der Bettdecke lag und in das blendend weiße Septemberlicht blinzelte. Angela Rafaela sollte es heißen. »Wie bitte?«, sagte der junge Vater skeptisch. Aber es war bereits entschieden, von dem Moment an, in dem es ihr in den Sinn gekommen war. Alles andere hätte Unglück bedeutet. Angela Rafaela nach dem Engel Rafael mit den heilenden Kräften, denn hier lag ein Kind, das sich selbst geheilt hatte, und man konnte glauben, dass eine höhere Macht ihre Finger mit im Spiel gehabt hatte. Vielleicht nur mit einer Flügelspitze, aber das machte den Unterschied. »Sie braucht auch einen Namen, den man aussprechen kann«, meinte die frischgebackene Großmutter. »Na gut ... Lo«, sagte die Mutter gereizt. War das vielleicht leicht genug? Der Name war plötzlich einfach da gewesen, und sie hatte danach gegriffen. »Angela Rafaela Lo Mård? Das klingt ja nicht ganz gescheit«, wandte der Vater ein. Dass man sie nur Lo Mård nennen würde, Luchs Marder, machte die Sache kaum besser.

Wie konnte jemand glauben, dass er das Recht hatte, sich einzumischen, wenn es um den Namen ihres Kindes ging – sie dachte nicht daran, den Namen zurückzunehmen, den sie ihm gerade gegeben hatte. Das hieße das Schicksal herauszufordern, fast als söge man das Leben wieder aus den winzigen Nasenlöchern. »Daran ist nichts mehr zu ändern, David«, sagte sie, »nächstes Mal darfst du das Kind zur Welt bringen und einen Namen dafür aussuchen.« Während sie im Sommer im Liegestuhl gesessen und ein Kind ausgebrütet hatte, hatte sie die erotischen Memoiren von Anaïs Nin gelesen, deren voller Name, Angela Anaïs Juana Antolina Rosa Edelmira Nin Culmell, schamlos lang war.

Mit dem Rufnamen Lo war jedenfalls die Großmutter zufrieden. Er war leicht zu merken, und das war das Wichtigste an einem Namen.

Ich wurde am Tag der Schutzengel im Oktober getauft, in einem Jahr der Hoffnung und der Überheblichkeit. Der Mond war näher gerückt. Er leuchtete zwar noch immer mit dem selben fahlen Licht, doch nach der Berührung durch die Menschen schien er im planetarischen Dunkel weniger weit weg zu sein. Das Jahr vor der Mondlandung war meiner Großmutter Idun zufolge das letzte Jahr gewesen, in dem die Menschen sich noch in etwas anderem als in Dummheit übertreffen konnten.

Meine erste Erinnerung ist ein starker, auf mich gerichteter Lichtschein. Ich habe immer gedacht, dass es die Sonne war, aber es muss die Deckenlampe gewesen sein, in die ich blickte, als ich in einer bevölkerten Küche von Arm zu Arm gereicht wurde. So viele Arme, und dennoch fühlte ich mich nicht gefangen. So helles Licht, und es schien nur auf mich. Die Erwachsenen wärmten ihre Hände an mir, schnuppernten an meinem Nacken, um den Duft eines neuen Lebens einzusaugen, küssten mich der Reihe nach, als wäre ich ein heiliges Schlüsselbein in einem Schrein.

Keiner verstand, wie ich hatte entstehen können, in welcher dunklen Ecke im großen Haus es hatte geschehen können, in diesem Haus, in dem meine Eltern und ihre Geschwister als eine Familie lebten. Meine jungen Tanten und Onkels zupften von allen Seiten an mir. Meine Entstehung war nicht gewollt gewesen, doch da es mich nun schon mal gab, wurden um meinen dunklen Kopf Träume und Erwartungen gesponnen, die mir selber glücklicherweise nicht bewusst waren. Ich musste mich um nichts weiter kümmern als darum, zu existieren. Alles andere wäre für ein kleines Kind viel zu belastend gewesen.

Zarte Wurzeln in der neuen Erde, in dem fetten schwar-

zen Humus, der sich so sehr von dem kargen Erdreich unterschied, das sie hinter sich gelassen hatten. Meine Wurzelfäden sollten sie an den Platz binden, an dem sie noch nicht heimisch waren. Es musste ein Kind geboren werden, damit die anderen vom Beweis der Zugehörigkeit, die die Geburtsurkunde bedeutete, auch ein Stück abbekamen. Die Erwachsenen mussten mich gut bewachen, damit mir nichts Böses geschah. Mich beschützen, ernähren, erziehen, zusehen, dass ich trocken wurde, die eine und andere dehnbare Grenze ziehen und ein Auge zudrücken, wenn ich sie übertrat. Sobald ich groß genug war, versuchte ich den Zärtlichkeitsbeweisen zu entkommen. Vertraute darauf, dass sie da sein würden, wenn ich sie brauchte.

Ich sei unter einem glücklichen Stern geboren, so wurde mir erzählt. Jemand deutete auf das Sternzeichen des Luchses in der nördlichen Hemisphäre. Ich stand gerne mit Vaters Brüdern auf der kleinen Anhöhe auf dem Hof, wenn sie gerade in dieser Stimmung waren. Wenn sie die Sternschnuppen betrachteten und sich von hier weg träumten, nach Hause, dorthin, wo sie eigentlich hingehörten. Manchmal war ihre Stimmung gleichzeitig bedrückt und feierlich, und dann half nur der Sternenhimmel. Dann wieder waren sie ausgelassen und benahmen sich, als kämen sie aus dem Ministerium für Witz und Humor. An solchen Abenden konnten die Sterne uns egal sein.

Ich war glücklich als Kind. Und wenn ich nicht glücklich war, merkte ich es nicht. Wenn etwas nicht stimmte, sah ich es nicht. Ich glaubte, dass das, was wir hatten, das Glück war. Das kurze Glück, das so schnell von einem Baum zum nächsten rennt, ist vielleicht das einzige, das es jemals gibt. Ich

war glücklich, solange ich frei herumlaufen konnte, glücklich in meinem Babyspeck, glücklich, wenn ich unter dem Bett lag und meinen jungen Tanten heimlich zuhörte, wenn sie einen ganzen Sommer lang über nichts anderes redeten als Sex, glücklich, wenn mein jüngster Onkel Rikard mich durch das Arboretum jagte, auch wenn ich wusste, dass es nicht mehr so lustig sein würde, wenn er mich erwischte. Ich merkte nicht einmal, dass das Glück in Intervallen kam – die Lücken dazwischen waren so kurz, dass ich sie kaum bemerkte.

Von der Zeit auf dem Altan, von der Kunst, nicht an das Verbotene zu denken, wusste ich noch nichts.

»*H*üte dich vor der Liebe«, sagte meine Mutter und saugte Gift aus meinem anschwellenden Kinderfuß, spuckte einen gelblichen Strahl ins Gras und spülte den Mund mit Milch aus.

Vor der Liebe und den Schlangen.

Vor der Liebe, den Schlangen und der Autobahn.

Vor der Liebe, den Schlangen, der Autobahn, dem See.

Vor der Liebe, den Schlangen, der Autobahn, dem See.

Und vor dem Feuer. Vor Fledermäusen.

Vor Hochspannungsleitungen.

Vor Horrorfilmen.

»Und vor Hunden?«, fragte ich. »Vor denen auch.« »Und sonst vor nichts?« Sie hob die Axt. »Wovor noch?« »Vor halbgarem Hühnerfleisch. Vor Bakterien«, antwortete sie und schwang die Axt mit aller Kraft, so dass die Birkenscheite in alle Richtungen flogen. Mit der Kraft in ihren sehnigen

Armen war nicht zu scherzen. »Und vor Wühlmausfieber«, fügte sie hinzu. »Wühlmausfieber gibt es hier nicht, Mama. Das gibt es nur weiter oben im Norden.« »Vor dem Rest. Hüte dich vor dem Rest«, bat sie.

Ich schrieb alles in das Buch aus grüner chinesischer Seide mit dem eigenartigen Geruch von schmelzendem Schnee und Blut zwischen den Seiten. Das Buch für das Schöne und das Gefährliche, ich konnte es nur noch nicht auseinanderhalten. Angst sei etwas, das man lernen müsse, wenn man nicht damit geboren wird, sagte meine Mutter. Ich müsse vor mir selbst geschützt werden, weil ich keine Angst im Körper hätte. Es wurden Versuche gemacht, mir Angst einzupfen. »Du würdest mit jedem Beliebigen mitgehen, ohne dass etwas in dir die Bremse ziehen würde. Bei allem mitmachen und dann in die Bredouille kommen.« Das war nicht wahr. Es passierte mir nie etwas Schlimmes.

Mutter versuchte mir beizubringen, was Angst ist.

Vater versuchte es.

Meine Großväter und Großmütter versuchten es.

Meine Tanten und Onkel.

Und Lukas.

Nein, Lukas vielleicht nicht. Aber die anderen versuchten es.

Doch, Lukas auch. Vertrau auf deine Angst, sagte er oft. Die Küche voller Nasenblut. Renn, Lo, renn ... Ich wollte nicht, aber ich rannte. Es war nicht mein Blut, nicht meine Küche, nicht meine Angst.

Feldbrand An einem der trockenen, nichtssagenden Tage inmitten eines unendlich langen Sommers kam an den Bahngleisen, die durch die Landschaft schnitten, ein Feldbrand auf. Eine Landschaft, die bereits von der Sonne versengt war, meine Landschaft, offen und zum See hin leicht abfallend.

Es brannte im Kornfeld und entlang des Bahndamms, es roch nach verbranntem Gras und nach Teer, nach weißglühenden Schienen, rußigem Stacheldraht. Insekten und Feldmäuse brannten. Die Erde brannte. Die Schlehenbüsche knackten, die Putenställe glühten und schrien. Etwas veränderte sich, ein Gefühl der Sicherheit ging verloren, an seine Stelle sollte etwas anderes kommen.

Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile. Es waren gerade Werkferien. Die meisten Fabrikarbeiter waren zu Hause und kamen jetzt aus allen Richtungen angerannt. Als das ganze Dorf sich am Feldrand aufgestellt hatte, sah das aus wie eine zivilmilitärische Übung. Wäre nicht der Schrecken in den Augen der Menschen gewesen. Die Flammen arbeiteten sich mit Hilfe des Winds schnell in alle Richtungen voran. Ließe man ihnen freien Lauf, würden sie sicher bald die Häuser erreichen. Es war ein ungewöhnlich trockener Sommer mitten in der Erntezeit, und die Feuerwehr kam lange nicht. Vielleicht brannte es an mehreren Plätzen gleichzeitig. Aber wir konnten nicht warten. Das Feuer wartete auch nicht. Meine Mutter und Großmutter Idun brachen am Bahnwall für alle, die Hände zum Helfen hatten, große Laubzweige ab. Jetzt waren Zusammenarbeit und ein gemeinsamer Kraftakt gefragt – wie in alten Zeiten, sagte jemand von den Älteren.

Alle Mitglieder meiner Familie waren dort, und wo sie waren, wollte auch ich sein. Zuerst versuchten sie mich zur Seite zu drängen, aber bald waren sie vollauf damit beschäftigt, das Feuer in Schach zu halten, und sahen mich nicht mehr. Ich rannte mit Wasser wie alle anderen. Sah meine Mutter gefährlich nahe ans Feuer kommen, dort, wo es am stärksten brannte, sah die Brüder meines Vaters, die mit Militärdecken und Planen in den Händen die Flammen erstickten, so gut es ging. Entlang des Bahnwalls gingen zwei großgewachsene Frauen, die Schwester meines Vaters und die Schwester meiner Mutter, sie trugen große Gummistiefel, mit denen sie die Glut austraten. Meine Großväter Björn und Aron arbeiteten Seite an Seite, mit schnellen, weit ausladenden Schritten. Sie sahen aus wie Brüder in ihren identischen Arbeitsoveralls, doch Björn war einen Kopf länger, so groß wie das Tier, nach dem man ihn benannt hatte. Sie wollten beweisen, dass sie genauso gut zur Arbeit taugten wie ihre Söhne und hatten angefangen, eine Straße ins Feld zu schlagen, damit das Feuer sich nicht weiter verbreiten konnte. Ich sah Großmutter Anna oben auf dem Hang stehen, einen leeren Zinkeimer in der Hand, als wüsste sie nicht, warum sie da stand. Als hätte jemand sie dazu überredet, die Arbeit von dort zu dirigieren, damit sie aus dem Weg war. Mein Vater hatte sich die Hände verbrannt und wurde vom Bruder meiner Mutter verbunden, der ohne Pardon breite Streifen vom Hemd meines Vaters abriss, um die verletzten Handflächen zu umwickeln. Meine Tanten standen in den langen Menschenketten, die von den am nächsten gelegenen Häusern Eimer mit Wasser weiterreichten.

Das Feuer breitete sich am Abhang aus, und es sah so aus, als könnte man es nicht mehr aufhalten. Der Wind kämpfte ge-